

Seite 5
Essener Aufbruch

Seite 9
verortete Bücher

Seite 12
Berliner Sommersitz

Seite 16
Erfurter Kalonymiden

Beiträge zur
deutsch-jüdischen
Geschichte aus dem
Salomon Ludwig
Steinheim-Institut
an der Universität
Duisburg-Essen

14. Jahrgang 2011
Heft 2

KALONYMOS

Freiheit auf den Tafeln

Hamburger Sefarden und Aschkenasen in lebhaftem Gespräch

Carsten L. Wilke

Die im 17. Jahrhundert fast gleichzeitige Ankunft von sefardischen und aschkenasischen Flüchtlingen in Amsterdam, Hamburg und London erzeugte gesellschaftliche Gegensätze zwischen portugiesischen Magnaten und polnischen Armen, Gegensätze, die die kulturelle Selbstdefinition auf beiden Seiten stimulierte. Das problematische aschkenasische Selbstbild manifestierte sich fortan in der ambivalenten Einschätzung der Sefarden: Die Frömmigkeit dieser, deren Vorfahren Christentum geheuchelt hatten, schien manchem Traditionalisten zweifelhaft, wohingegen sich Modernisten einer nahezu unbegrenzten Bewunderung für die ästhetische und wissenschaftliche Kultur jener verschrieben. Die Präsenz von sefardischen Modellen in der Reformkontroverse hat ein Konstrukt populär gemacht, das die beiden Hauptkulturen des Judentums als sich wechselseitig ausschließende Wertesysteme betrachtete, wetteifernd in einem unbarmherzigen Kampf um das Wesen des Judentums. Dem Historiker jedoch bleibt zu fragen, ob es diesen Wettbewerb schon in der Frühen Neuzeit gab. Und wenn ja, ob er tatsächlich die gegenseitige Anerkennung ihrer unterschiedlichen Traditionen und echten Austausch zwischen beiden ausschloss.

Wohl keine Ansicht könnte das Zusammentreffen beeindruckender visualisieren als der jüdische Friedhof in Altona, wo von 1611 bis 1871 sowohl Sefarden als auch Aschkenasen unter den Elbbürgern ihre Toten auf eng benachbarten Grundstücken begruben. Der sefardische Teil des Gräberfeldes ist bedeckt mit horizontalen Marmor- und Steinplatten und triangelförmigen „Zelten“ (*ohalim*), deren beeindruckende skulptierte Dekoration von barocken Symbolen des *memento mori* beherrscht wird. Die Inschriften, die meisten ziemlich nüchtern, gebrauchen nicht nur die hebräische

Sprache, sondern auch Portugiesisch, Spanisch und Französisch. Im Gegensatz dazu ruhen die Verstorbenen der aschkenasischen Gemeinde unter Reihen von Stelen, auf denen nur selten figurative Ornamente erscheinen, die dafür aber um so reichlicher mit ausführlichen, exquisiten hebräischen Texten beschriftet sind. So umfangreiche wie anspruchsvolle Beispiele von Dichtung oder gereimter Prosa lassen sich auf den verwitterten Steinen finden. In ästhetischer Hinsicht scheinen beide Gruppen zu ganz unterschiedlichen Welten zu gehören.

Haben diese Welten miteinander kommuniziert, und wenn ja, wie? Ich konzentriere mich auf einen literarischen Kunstgriff, der, insoweit er die jüdische Epigraphik betrifft, durch seine Seltenheit heraussticht: Die direkte (An-)Rede der Toten mittels seiner oder ihrer Inschrift.

In der klassischen Antike erscheint der poetische Brauch, die Grabsteine über die Toten sprechen oder jene selbst ihr Ableben kommentieren zu

König Christian IV. von Dänemark bestätigt 1641 den Kauf des Altonaer Friedhofs



lassen, seit Epitaphien eine literarische Gattung wurden. Das bekannteste Beispiel ist wohl, in Friedrich Schillers Wiedergabe, das Distichon des Simonides: „Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.“

Die literarische Illusion erlaubt den toten Spartanern, dem lebenden Leser durch den Dichter eine Botschaft zu senden, welche jener an die überlebenden Spartaner weitergeben soll. Natürlich ist der Autor der Botschaft in Wirklichkeit der Dichter, und Adressat ist letztlich der Leser. Anders gesagt: das fiktive Gespräch *mit* dem Toten beglaubigt einen Diskurs über den Tod, eher noch einen Diskurs über das Leben und seine letzten Werte. Unnötig zu betonen, dass auch die Werte in jenen Reden historischen Wandlungen unterworfen sind.

„Sum quod eris / fui quod sis“ – ich bin was du sein wirst, ich war was du bist“ – findet sich auf manch einem römischen Grab; ein Satz, der in der langen, selbstverfassten Inschrift des Alcuin von York (ca. 735–804), dem Vorbild der karolingischen Renaissance par excellence, wieder auftaucht.

Gegen Ende des Mittelalters bildete die selbstverfasste Inschrift eine weit verbreitete Gattung in der christlichen Welt, so dass sie häufig parodiert wurde (man denkt an Balladen von François Villon). Es ist nicht leicht zu erklären, warum diese Form blühender Autobiographie (oder soll man eher sagen Autothanatographie) so wenig Ausdruck in der hebräischen Literatur fand. Sicher hat die Grabinschrift in der griechischen und in der hebräischen Tradition unterschiedlichen Status. Aufschlussreich ist die Tatsache, dass es keine exakte hebräische Wiedergabe für das griechische Wort „Epitaph“ gibt; und die antike hebräische Literatur hat kein Äquivalent für das literarische Genre, was es bezeichnet. Hebräische Epitaphien können durchaus künstlerisch ausgeführt sein, doch ein Autor wird in der Regel nicht genannt. Die Poeten sehen sich in gewisser Weise selbst als Mundstück der allgemeinen Reputation; sie bringen anonym das kollektive Lob zum Ausdruck, das die Gemeinde ihrem rechtschaffenen Toten gibt, jeder gerühmt entsprechend seines oder ihres Alters, Geschlechts, Familienstandes und religiöser Kultur. In Altona gibt es zugegebenermaßen viele Fälle von Inschriften in der ersten Person; aber die Stimme, die wir hören, ist fast ausnahmslos die des Leidtragenden. Genauer: es ist die Stimme eines Ehe-

manns oder Vaters, der den Tod seiner Frau oder seines Kindes beklagt; auf diese Weise setzt er nach dem Tod seine Verantwortung fort, ihren guten Ruf wertzuschätzen und zu verkünden. Die jüdische Tradition scheint Zurückhaltung zu bewahren gegenüber Inschriften, die die Toten zu den Lebenden sprechen lassen. Solche Muster mögen, bewusst oder unbewusst, als eine poetische Überschreitung des biblischen Verbots der Zauberei erschienen sein (Deuteronomium 18, 9–12).

Einige erstaunliche Ausnahmen von dieser Regel rühren vom unterschiedlichen kulturellen Profil der sefardischen Judenheit her. Mehrere der portugiesischen Juden, die in Altona begraben sind, erscheinen als Sprecher von selbstverfassten oder fiktiven posthumen Botschaften.

Vergeblich würde man nach ähnlichen posthumen Selbstgesprächen unter den mehr als 5000 Inschriften suchen, die auf dem aschkenasischen Teil überlebt haben. Höchstens enthält das Lob des Toten kurze Zitate, zurückzuführen auf den Verstorbenen selbst, aber diese repräsentieren eher typische Aphorismen aus seiner Lebenszeit als eine direkte Rede aus dem Grab. Als einzige Ausnahme sticht hier das Grabmal der Hadassa bat Mosche heraus, einem Mädchen, das 1676 starb, bevor es die bereits arrangierte Hochzeit feiern konnte.

*Von den Stürmen der Welt wurde ich entwurzelt
damit ich eingepflanzt sei an einem Ort des Ruhens.
Die Braut Hadassa, so nennt man mich dort,
aber hier führt man mich über ruhige Fluten.
Was soll mir ein Bräutigam in all seiner Zierde,
dass ich die Mutter vergäße, auf den Vater verzichte?
Meinen Vater und meine Mutter habe ich
heut schon vergessen,
denn habe ich nicht vom Garten Eden gekostet?*

Hadassa spricht in Gedichtform zu ihren Eltern. Wie erklärt man die erstaunliche Tatsache, dass eine aschkenasische Jüdin nicht allein aus dem Grab ihre Stimme erhebt, sondern dass auch das Gedicht ihrer Inschrift eine für das Hebräische untypische Form aufweist, die aber bei spanischen Autoren des Goldenen Zeitalters sehr beliebt war – elfsilbige Verse im Reimschema *abababcc*, die *ottava rima* der italienischen Renaissance, und die *outava*, die Luis de Camões in seinen *Lusíadas* gebraucht? Wir können davon ausgehen, dass kein hebräischer Dichter unter den Altonaer Aschkenasen mit der portugiesischen Nationalepik genügend vertraut

Sieh diesen Ort in all seiner Verlassenheit,
 Ein jeder, der hier wohnt, ist ein Bewohner des Schweigens.
 Der Anblick quält, bedrängt, bedrückt, beschämt
 den Mann, der die vollkommene Tora nicht gehalten.
 Erinner dich daran, solange die Kraft zu atmen in dir ist,
 und preise Den, der dieses All ins Nichts hängt.
 Sei dem Gesetz der Freiheit tief in deinem Innern treu,
 so wirst du erben eine friedevolle Welt.

Belinfante

Seht, Vorübergehende alle, was hier auf freien Tafeln eingraviert ist.
 Der Mann, der einst stand wie ein Banner und wie eine Rose blühend,
 ist zurückgekehrt zum Staub, sein Menschenantlitz ist entstellt.
 Nehmt's euch zu Herzen und geht in euch in beständiger Umkehr,
 mehret Gebet für ihn, dass der Gott der Geister
 seine Seele zu sich sammeln und sie nicht verstoßen möge.
 Eure guten Werke werden ihn beschützen, denn eins sind alle Seelen Israels.
 Lernt streng, die Ehre zu verachten, und vor der Größe fliehe eure Seele.

Eibeschütz



Abbildungen:
 Links: Michael Studemund-Halévy und Gaby Zürn: Zerstört die Erinnerung nicht. Der jüdische Friedhof Königstrasse in Hamburg.
 Hamburg: Dölling und Galitz 2002. S. 133.

Rechts: Verborgene Pracht. Der jüdische Friedhof Hamburg-Altona, aschenasische Grabmale. Hrsg. von Michael Brocke. Dresden Sandstein-Verl., 2009. S. 340.



Portalbekrönung der portugiesischen Synagoge (Altonaer Museum)

gewesen wäre, um jene Verse schreiben zu können. Hadassas aschkenasische Familie muss ihr Gedicht von einem Sefarden erbeten haben, einem Mitglied der Hamburger portugiesischen Gemeinde. Dank der Ähnlichkeit mit anderen Grabgedichten kommt als Autor nur der Hakham Moses Gideon Abudiente infrage (1610–1688), ein begnadeter hebräischer Poet. Er schrieb zahlreiche Gedichte für sefardische Grabstätten und widmete sie Familien, mit denen er in persönlicher Beziehung stand. So legt sich auch nicht nahe, dass Hadassas aschkenasische Eltern den Dichter engagiert und bezahlt hätten. Abudientes Verse sind höchstwahrscheinlich ein Zeichen der Freundschaft, das er dieser Familie nach dem Verlust ihrer jungen Tochter erwies. Es ist ein Gedicht des Trostes, womit auch der Bruch mit dem literarischen Genre Epitaph erklärt wäre.

Abudientes eigene Inschrift ist also im selben Versmaß gehalten, es ist aber nicht der schon Tote sondern der noch Lebende, der sich seine Grabinschrift (hier gekürzt) gibt:

Ach, wer ist der Mann, der mich beim Tod begleiten wird, wenn es Zeit ist zu klagen und Zeit zu bestatten?

...

...

*Acht Jahre hatte ich mehr als siebzig,
nun naht meine Zeit sich dem Raum des Grabes.
Ich werde die Tage auf Erden und ihr Vergnügen vergessen.
Ich werde sagen: Mein Sohn, ich bin der Mann,
der, noch am Leben, lieblich singt und bittet
um den Tag der Auferstehung, der die Glieder erneuern wird.
Wie ein Zugvogel will ich fliegen und wie die Schwalbe,
Licht zu suchen für meinen Geist und die Myrrhe
der Freiheit.*

Während ein anderer sefardischer Dichter, Rabbiner Hakham Elyasib Hayyim Meldola (1748–1822), seine eigene Grabschrift verfasste, um, wie er sagt, andere vor ungerechtfertigter Anhäufung von Lob zu bewahren, so ist das Grabgedicht von Rabbiner Hakham Jakob Rafael Belinfante (1708–1761), ebenfalls für sich selbst verfasst, von minder ironischem Charakter. Seine Inschrift zeigt zehn Verse in Hebräisch und acht in Portugiesisch; das Ganze wird eingeleitet mit den Worten: „Dies sind Strophen, die der Verstorbene noch zu Lebzeiten schrieb.“ Interessanterweise gebraucht nur das portugiesische Gedicht die erste Person: der sterbende Poet spricht hier über sein körperliches Leiden und

seine Bitte um geistlichen Beistand. Abgesehen von der Vermeidung der ersten Person im Hebräischen zeigt Belinfante, dass er der jüdischen Tradition näher ist als Abudiente. Sein Gedicht besteht aus acht Zeilen, die auf mittelalterliche Weise einen einzigen Reim auf *-mah* wiederholen. Belinfante ermahnt und tröstet den Leser eher als sich selbst. Seine Rede folgt der antiken Konvention des „Sum quod eris“, besser gesagt, des „sumus quod eris“: wie die Spartaner des Simonides, so sprechen die Bewohner der Altonaer Grabstätten als anonymes Kollektiv zum Lobe des Gesetzes.

Das Motiv des „Gesetzes der Freiheit“ oder der „Freiheit durch das Gesetz“ spielt an auf die talmudische Aussage nach *Pirké Avot 6*: „Rabbi Josua ben Levi sagte ... ‚Und Gottes Befehle waren eingraviert auf den Tafeln‘ (Ex 32,16): lies nicht ‚graviert (*charot*)‘, lies vielmehr ‚Freiheit (*cherut*)‘, denn der einzig freie Mensch ist derjenige, der sich beschäftigt mit dem Studium des Gesetzes (*talmud torah*)“.

Kehren wir nun zurück auf die aschkenasische Seite. Wie es dort eine einzige Ausnahme nur einer erfundenen Rede der Toten gab, gibt es hier wiederum nur einen Fall einer selbst verfassten Inschrift. Es ist bezeichnend, dass sie auf dem berühmtesten und noch immer meistbesuchten Grab des Friedhofs, nämlich dem von Oberrabbiner Jonathan Eibeschutz, erscheint, welcher 1764 verstarb; drei Jahre und drei Monate also nach R. Jakob Belinfante. Auch dieses Epitaph trägt eine einleitende Zeile: „Dies wurde gefunden unter seinem Handgeschriebenen, um es sichtbar werden zu lassen auf seinem Grabstein.“

Eibeschutz' Gedicht hat acht Zeilen; auch sein Versschema entspricht dem von Belinfante, obwohl weniger sorgfältig verwirklicht: die Verse sind von ungleicher Länge, und es gibt nur einen visuellen Reim auf *-cht*. Jedoch bringt der aschkenasische Oberrabbiner ergänzend, das Namensakrostichon *Jonathan z"l* ein.

Die Abhängigkeit des aschkenasischen Rabbiners von seinem sefardischen Kollegen wird am sichtbarsten in den wiederholten Imperativen *re'eh* (Belinfante) / *yir'u* (Eibeschutz) zu Beginn beider Gedichte, und *zakhor / na' simu al livkhem* in der Mitte. Mehr noch, die poetische Meditation über Belinfantes „Gesetz der Freiheit“ wird von Eibeschutz mit bewundernswerter Feinheit weitergesponnen, dessen erster Vers – unvokalisiert wie er ist – für jeden, der auch nur über ein wenig Wissen

über den Talmud verfügt, die Interpretation „Freiheit auf den Tafeln“ nahelegen muss. Eibeschütz zeigt, dass er nicht nur die poetische Form des Sefarden übernimmt, sondern dass er auch dessen Hauptidee, sein *conchetto*, wie Barockdichter es zu nennen pflegen, be- und ergriffen hat. Wie ungewöhnlich ihm diese Form aus der Sicht seiner polnischen Tradition auch erschienen sein muss, so füllt Eibeschütz sie doch mit dem Besten traditioneller aschkenasischer Werte: Reue und Umkehr, kollektives Verdienst und Demut. Durch seine dicht gewebte Mischung sefardischer und aschkenasischer Elemente bietet der sterbende Rabbiner, dessen Name mit einem der tiefsten inneren Konflikte der modernen Judenheit assoziiert wird, einen unerwarteten Erweis jener zentralen Behauptung, die festzuhalten er nie aufgab: die mystische Einheit aller jüdischen Seelen vor Gott.

Noch ein anderes Epitaph dürfte selbstverfasst sein. Der Dajan Lipman Beit bat seine Kinder 1798, die auf seinem Grab zu findende Inschrift einzugravieren – sein ethisches Testament:

*Ihr, meine Kinder, die mir Gott gegeben hat, (es sei) dieser Stein der Hilfe
zum Andenken an den Tag meines Abschieds aus der Welt, da dies über mich verhängt ward,
zum Andenken sei euch dieser Stein, den ich zum Standmal gesetzt habe.
Demut und bescheidenes Gemüt vernachlässigt nicht,
entfernt das übermütige Herz,
trachtet und strebet nicht nach Lorbeer und Größe,
denn diese begraben ihre Träger,
entflieht der Ehre, denn Wurm und Made ist des Menschen Hoffen,*

vollkommen und rein ist das Verdienst der Väter, von den Verdiensten des Sohnes genießt der Vater im Grabe, betet zum Ewigen, er möge meine Seele von der Grube erlösen und von den Strafen im Grabe.

Beit benutzt einen Paarreim *aabbccdde* und das Akrostichon Eliezer Lipman bar Schlomo. Er greift die „aschkenasischen“ Elemente von Eibeschütz' Epitaph auf, als da sind die Topoi Bescheidenheit und die Übertragung von Verdienst, lässt aber des Oberrabbiners mystische Überzeugung von der Kohäsion der Seelen fallen. Er zieht es vor, sich einen Austausch religiöser Dienstleistungen zwischen den Generationen der Toten und Lebenden vorzustellen.

In seinem posthumen achtzeiligen Monolog ist er noch der späte Erbe einer Tradition, die mit den Sefarden nach Hamburg gekommen war, auch wenn er den poetischen Dialog des Abudiente, Belinfante und Eibeschütz über die Freiheit des dem Gesetze treuen Menschen aufgibt. Sefardische und aschkenasische Teilnehmer des Dialogs der Toten teilen die Überzeugung von der Identität des freien Willens mit dem kategorischen Imperativ, wenn wir einmal die Begriffe, die Kant zwanzig Jahre später prägen sollte, anachronistisch gebrauchen dürfen: „So erkenne ich mich als unterworfen dem Gesetze der Vernunft, die in der Idee der Freiheit das Gesetz derselben enthält und also der Autonomie des Willens unterworfen ... Die Idee der Freiheit macht mich zu einem Gliede einer intelligiblen Welt, wodurch, denn ich solches allein wäre, alle meine Handlungen der Autonomie des Willens jederzeit gemäß sein würden, da ich mich aber zugleich als Glied der Sinnenwelt anschau, sie (ihm) gemäß sein sollen.“

Gekürzte Fassung von Carsten L. Wilke, „Dialogues of the Dead. Self-written epitaphs by Sephardic and Ashkenazic Rabbis of Hamburg.“ In „Zutot. Perspectives on Jewish Culture“ 5 (2008), No. 1, S. 61–74 red

„Lebedik un freylach“

Zur feierlichen Übergabe des renovierten ehemaligen Rabbinerhauses Essen an seine neuen Mieter

Am 7. Juli 2011 fanden sich im Garten der „Alten Synagoge“ zahlreiche Gäste ein, um die Wiedereröffnung des ehemaligen Rabbinerhauses zu feiern. Eingeladen hatten die Stadt Essen als Vermieterin, die Universität Duisburg-Essen und das Salomon L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte als neue Mieter des renovierten Hauses.

Obwohl das Gebäude über durchaus großzügige Räumlichkeiten verfügt – beispielsweise unser jetziger Seminarraum, Behelfssynagoge der Gemeinde der Nachkriegsjahre bis 1959, – so bot doch nur der Garten genügend Platz für die zahlreichen Gäste, die der Einladung nachgekommen waren. Dank des sonnig warmen Wetters war es dann jedoch ein

Saxophonquartett
Multiphonic



Geschenk, dem offiziellen Teil der Eröffnungsfeier unter freiem Himmel folgen zu können. Grußworte sprachen Oberbürgermeister Reinhard Paß, der Rektor der Universität Duisburg-Essen, Professor Ulrich Radtke, und Professor Michael Brocke, Direktor des Steinheim-Instituts.

Musikalisch gestaltet wurde die Feierstunde vom Saxophonquartett *Multiphonic*, Krefelder Preisträger von „Jugend musiziert“, deren professionelles Spiel sich durch technische Brillanz und Musikalität auszeichnete.

Oberbürgermeister Paß gab seiner Freude darüber Ausdruck, dem Sal. L. Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte einerseits und dem Gesundheitsökonomischen Zentrum (CINCH) der Universität andererseits, das Rabbinerhaus als neuen Arbeitsplatz übergeben zu dürfen. Dank der Tätigkeiten beider Institute werde nun Geschichts- und Zukunftsforschung an *einem* Ort praktiziert. Für die städtische Einrichtung, nämlich die vor einem halben Jahr nach Umbauten mit neuen Ausstellungen wiedereröffnete *Alte Synagoge – Haus jüdischer Kultur*, freute sich Paß über die „hervorragende Ergänzung“.

Hinsichtlich der Innengestaltung des Hauses hob der Oberbürgermeister dessen durch die Renovierung bewirkte Leichtigkeit, Eleganz und Helle hervor. Er erinnerte aber auch an die „historische Würde“ des Ortes. (Die besondere, wechselvolle Geschichte des Rabbinerhauses und das bewegte Leben seiner Bewohner hatte das StI in einer kommentierten Fotoausstellung eigens zu diesem Tage veranschaulicht.) Mit dem Dank für die Renovierung durch den Bund und dem Wunsch für einen guten Start und viele fruchtbare Forschungsjahre im „alt-neuen Rabbinerhaus“ schloss das städtische Grußwort.

Umrahmt von Irving Berlins *Alexander's Ragtime Band* und Michael Nymans *Songs for Tony* dankte Rektor Radtke der Stadt für das Angebot, als Universität Räume im ehemaligen Rabbinerhaus nutzen zu

können – eine weitere Annäherung von Stadt und Universität. Er betonte, dass in der wissenschaftlichen Arbeit beider Mieter, in der des gesundheitsökonomischen Zentrums und der des Steinheim-Instituts, das „gewiss nirgendwo besser als im Rabbinerhaus angesiedelt sein könne“, sich die ganze Bandbreite der Universität spiegle.

Michael Brocke war gebeten worden, etwas weiter auszuholen, und so bringen wir im folgenden sein Grußwort im Wortlaut. Den Dank, die *Beracha*, mit der es begann, wie auch seinen hoffnungsfrohen Ausblick brachten die jungen Saxophonisten zum Klingen mit *Lebedik un freylach* aus Mike Curtis' *Klezmer Triptych*. Das Gartenbuffet, die altneuen, einst hier ungewohnten Töne, und die anschließende ausgiebige Besichtigung des Hauses rundeten den von vielen guten Wünschen erfüllten Nachmittag ab. *Annette Sommer*

Es zählt zu den schönsten Befähigungen und Freuden des Menschseins, danken und preisen zu können. Seit alters lässt die jüdische Tradition diese Fähigkeit sich in vollen Zügen ausleben, bietet sie doch für fast jede Gelegenheit eine passende Benediktion an – hier und heute würden gleich mehrere angebracht sein. So eine beim Anblick des vollendet erneuerten Hauses. Und so auch die *Beracha*, dass es endlich erreicht ist, dass wir es nun nutzen dürfen – Baruch shehigi'anu vekijemanu ...

Der Dank auch, der hier und heute all denen gilt, die es ermöglicht haben, dass wir im 25. Jahr unserer Tätigkeit nicht nur den Geistes- und Bildungswissenschaften von Duisburg nach Essen folgen, sondern dass wir gerade dieses Haus beziehen können, ein kostbares Zeugnis von Kultur, Religion und Geschichte. Ein auch architektonisch bedeutendes Bauwerk, das von seinem einstigen Leben und Schicksal, von Glanz und Elend, noch heute Zeugnis abzulegen vermag.

Es ist beglückend, dass wir so vielen Menschen danken dürfen:

Einzelnen zunächst, die die Idee dieser Neunutzung gezeugt, aufgegriffen, unterstützt haben; der Stadt Essen und ihrer Verwaltung, ihren Ausschüssen, den Dezernaten für Kultur, und nicht zuletzt der rührigen Immobilienwirtschaft, den Ausführenden von Sanierung und Renovierung, auch einem Sponsor, der uns die Lasten des Übergangs erleichtert, der Sparkasse Essen.

Rabbinerhaus: Vorderfront,
Gartenfront und Ostseite der
Alten Synagoge,
Erker und Terrasse



לשנה
טובה
תכתבו
ותחתמו
תשע"ב

wünschen wir
zum Neuen Jahr 5772

Zu danken ist ebenso der Universität, insbesondere dem Rektorat, Ihnen persönlich, Herr Radtke, wie auch dem Herrn Kanzler und der Verwaltung – unsere Universität zeigt sich ihrem An-Institut gegenüber stets aufgeschlossen und unterstützt es nach Kräften, was wiederum wir mit der regelmäßigen Übernahme von Lehraufträgen gern danken. Denn wir sind bestrebt, neben dem Forschungsauftrag auch in die Öffentlichkeit zu vermitteln – mit den Medien, mit unsrer Zeitschrift, unserem online-Potenzial, mit Büchern und Schriftenreihen in Deutsch und Englisch. Und dazu gehört auch die Lehre in der Universität selbst, die wiederum wir in unsre Räume einladen, zu Seminar und Kolloquium, zur Betreuung von Studierenden.

Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen der Universität, mit der *Alten Synagoge – Haus jüdischer Kultur*, mit Institutionen der Stadt und der Städte der entstehenden Ruhrmetropole. Auch wenn wir eine Stätte der Forschung sind, so wird doch diese praktische Zusammenarbeit immer intensiver. Zumal unser Zugang zum Judentum, seiner Geschichte, Religion und Kultur nicht vorrangig die gängigen Wege einschlägt, nicht Antisemitismusbekämpfung und jüngere Geschichte, Schoah, Holocaust in den Vordergrund rückt – wir vielmehr Juden und Judentum als handelnde Subjekte eigener Geschichtskraft und als Schaffende eigener Werte ansprechen und vorstellen. Das allerdings lässt sich nur sehr allmählich einspeisen in den 'mainstream' unserer Gesellschaft, die dieser Werte aber durchaus bedürftig ist. Dafür streben wir nach Synergien mit unterschiedlichen Kräftefeldern der Gesellschaft. Wie das erneuerte „Haus jüdischer Kultur“ sich auf die einander ergänzende Kooperation mit uns freut, so auch wir – getrennt und gemeinsam können wir ein vielfarbiges Spektrum anbieten, wie es sonst kaum je der Fall ist – und wo sonst würde man einer solchen Konstellation mit dem einladenden Einklang von Bauwerk und Inhalt ansichtig?

Zusammenarbeit mit mehreren Disziplinen der Universität, Mitarbeit im Wissenschaftsforum Ruhr, Kontakte zu den benachbarten Universitäten, vor allem denen der Ruhrschiene – wissenschaftliche Zusammenarbeit mit religions- und kulturwissenschaftlichen Fächern, also ebenso Beziehungsarbeit mittels der Erforschung des Judentums auch in Hinblick auf Christentum und Islam. Wir wünschen also den Universitäten der Region zu dienen,



sie judaistisch anregend zu unterstützen.

Prof. Dr. Michael Brocke

Große Worte, mögen Sie denken – gewiss doch, denn solche Zusammenarbeit ist Lebenselixier, ist unsere Existenzgrundlage. Wir stehen auch in der Verantwortung dem Land NRW gegenüber, dem Ministerium für Innovation, Wissenschaft und Forschung. Ihm gilt das Institut höchst nüchtern als „Projekt zur Einwerbung von Drittmitteln“, und Jahr für Jahr übertreffen wir dessen Basisförderung doch recht kräftig mit den von uns eingebrachten Mitteln. Ob es wohl weitere Institute gibt, deren Drittmittel die Grundförderung übersteigen – wir wüssten es gern. So ist auch an dieser Stelle der Dank angebracht, der Dank an das Land NRW für seine verlässliche Förderung.

Dass sie weiterhin Frucht trägt, dazu verhilft durchaus auch, sich überregional und international vernetzt und beachtet zu wissen.

So wirken wir neuerdings als einziges judaistisches Institut gemeinsam mit 18 großen Partnern in einem europäischen Projekt mit: dem Aufbau von digitaler Infrastruktur, „Digital Research Infrastructures for the Arts and Humanities“ – das ist Ausweis der Kompetenz in den immer wichtiger werdenden „e-humanities“ einer digital dicht gewebten Welt. In der hebräischen Epigraphik, der Bewahrung und Erforschung der jüdischen Inschriftenkultur zwischen dem 11. und dem 20.



Oberbürgermeister Reinhard Paß (linke Seite) und der Rektor der Universität Duisburg-Essen, Professor Ulrich Radtke (rechts)

Jahrhundert, sieht man uns international als führend an. Indem wir, in Zusammenarbeit auch mit der universitären Informatik, mächtige Korpora solcher und anderer Daten schaffen, sind wir für die Technologie, für die Festigung der Infrastruktur der digitalen Geisteswelt von Relevanz und machen damit gänzlich unerschlossene Quellen zur Erforschung von Lebensweisen, Mentalitäts- und Sozialgeschichte weltweit verlässlich und dauerhaft zugänglich.

Das alles und mehr vermittelt sich auch in Form von *Kalonymos*, der populärwissenschaftlichen Zeitschrift mit ihren 12 000 Abonnenten – und deren Resonanz lohnt alle Anstrengung.

Die Bandbreite reicht weiter, als ein Grußwort sie jetzt auffächern sollte. Sie werden sich gleich das eine oder andere Vorhaben im Rabbinerhaus selbst ansehen mögen.

Vor diesem Haus stehend will ich uns an das einstige Leben darin erinnern. Hier wohnte nicht nur der erste Rabbiner Essens, Salomon Samuel, und er war das über 30 Jahre, lebte hier mit Frau Anna, einer begabten Malerin, und ihren Kindern. Hier lehrte und lernte man auch in kleinem Kreise.

Wir erfahren von diesem Leben und Lernen aus den Briefen, die die beiden Samuels an ihre christliche Freundin und Mitlernende, Else Schubert-Christaller, richteten, Briefe, geschrieben zwischen 1933 und dem Sommer 1942, in welchem sie de-

portiert wurden.

Und wir wissen vom Lernen der Samuels mit Else Schubert-Christaller (1891–1982) auch durch deren mit feiner Hand elegant geschriebenen hebräisch-deutschen Wörterbücher – die Alte Synagoge hat jüngst den Nachlass Frau Schuberts erhalten. Daraus geht hervor, dass sie diese mehrbändigen, in grünes Leinen gebundenen Wörterbücher gleich zweimal verfasst hat, eines, das ich hier in Händen halte, ist das ihre, und das andere ist in Israel verwahrt. Jenes zweite ist dem jungen Hans Jochanan Samuel zu seinem Abschied gewidmet, kurz vor der Flucht aus dem Deutschland des Jahres 1939 – und es sind das übrigens erstaunlich reichhaltige, ausgezeichnete Wörterbücher.

Die Briefe wiederum, die Else Schubert-Christaller ihrerseits bis 1942 an Anna und Salomon Samuel geschrieben hat, diese ihre Gegenbriefe sind, wie ihre Adressaten selbst, vernichtet.

Erhalten sind die einzelnen Buchstaben und alphabetisch gereihten Wörter der miteinander gelernten Sprachen, der von Hand geschriebene Wortschatz – dort und hier erhalten. Das lässt hoffen und wünschen: Denn, bildlich gesprochen, das sei unsere Arbeit hier – die verbrannten und die geretteten Botschaften, den hellen Geist ihrer Adressaten und der sie Sendenden, zu verlebendigen zu suchen. Und es sollen die Wörterbücher, will sagen, die nie verbrennenden Buchstaben, die hebräischen, auch die lateinischen, deutschen, immer wieder zu reiner Sprache sich formen, so dass Quellen daraus entspringen, sich in den Mahlstrom der Zeit neu und von neuem einspeisen lassen.

Der Elan, den dieses Haus fördern wird, hat uns nun den Plan fassen lassen, einen Preis ins Leben zu rufen und zu stiften für auszuzeichnende Arbeiten von Studentinnen und Studenten der Uni DU-E, einen Förderpreis, benannt nach Manass Neumark und Salomon Samuel, jenen beiden einander nahe stehenden markanten Persönlichkeiten der heutigen Universitätsstädte, Rabbiner Dr. Manass Neumark, erster Rabbiner Duisburgs, zum einen, und Rabbiner Dr. Salomon Samuel, Essen, zum anderen. Auf dass dieses Haus wieder, wenngleich unter sehr anderen Vorzeichen, ein Haus des miteinander Forschens und Lernens, der Wissenschaft und der Wissensvermittlung, sei – für die Studierenden, Forscher, Bürgerinnen und Bürger, gleich woher, wohin.

„Beständig bei seinen Büchern zu sein“

Die Bibliothek des Steinheim-Instituts

Harald Lordick und Beata Mache

Die Bibliothek des Steinheim-Instituts dient vor allem dem Zweck, den wissenschaftlichen Mitarbeitern den Apparat und die Literaturlbasis für ihre Forschungen, die Projekte des Instituts, zur Verfügung zu stellen. Als Präsenzbibliothek mit dem Fokus auf deutsch-jüdische Geschichte, Jüdische Studien und Judaistik steht sie aber auch, nach Terminvereinbarung, allen Interessierten offen. Sie umfasst mittlerweile annähernd 30 000 Bände und bietet zunehmend auch Digitales. Natürlich ist der für eine Forschungsbibliothek unverzichtbare Apparat an Nachschlagewerken verfügbar, etwa hebräische Sprachwörterbücher und zahlreiche Lexika zur jüdischen Geschichte, teils in mehreren Ausgaben wie die neueste *Encyclopaedia Judaica* in zweiundzwanzig Bänden von 2007. Ein demnächst zur Verfügung stehender webfähiger Benutzerarbeitsplatz erlaubt die Recherche im eigenen Online-Katalog und von Ressourcen weltweit. Dass solche geisteswissenschaftlichen Quellen noch besser sich vernetzen, daran forschen Mitarbeiter des Instituts aktiv mit.

Unsere sachlich-funktionale Beschreibung soll dabei jedoch nicht den Blick auf die äußerst lebendige, vielfältige Geschichte und farbige Erscheinung einer solchen Büchersammlung verstellen. Denn es waren Köpfe, *Jüdische Köpfe* und auch andere, die über Jahrzehnte zu solch einem Ensemble beitrugen, das ja in seiner Gesamtheit die *Geschichte der Juden von den Anfängen bis auf die Gegenwart* widerspiegelt. Herzstück ist sicher die wissenschaftliche Privatbibliothek von Daniel J. Cohen, die in den 1990er Jahren neben unverzichtbaren Standardwerken auch eine umfangreiche Auswahl von Studien zur Lokal- und Familiengeschichte sowie zahlreiche ältere Kostbarkeiten beisteuerte. Die judaistische Privatbibliothek des Sammlers Werner Seewi wurde von der Nordrhein-Westfalen-Stiftung 1991 erworben und als Dauerleihgabe der Institutsbibliothek übergeben: Stücke aus dem 17. und 18. Jahrhundert, etliche Raritäten und eine umfangreiche Sammlung von Stichen und Radierungen. Die Katalogisierung der etlichen hundert Hebraica von Cohen und Seewi blieb lange Jahre

mangels geeigneter EDV-Systeme eine Herausforderung; erst neuerdings wird in dieser Hinsicht Licht am Ende des Tunnels sichtbar.

Die auf Kibbuz- und jüdische Jugendbewegung konzentrierten Quellen und Monografien stammen aus dem Nachlass des Historikers Hermann Meyer-Cronmeyer. Einer Dauerleihgabe, der Handbibliothek eines Schriftstellers, des Kölner Essayisten und Theaterkritikers Wilhelm Unger, verdanken wir sowohl Judaica als auch Beiträge zur allgemeinen Geschichte, zum Antisemitismus sowie die bildungsbürgerlichen Klassiker in Literatur, Theater, Kunst, Musik und Philosophie. Sie schaffen für jeden Geisteswissenschaftler einen hervorragenden Background. Ja, immer wieder fließen kleine und größere, großzügige Leihgaben, Schenkungen und Nachlässe privater Spender in den Bestand ein, wie etwa die umfassende theologische und jüdisch-christliche Bibliothek des unlängst verstorbenen emeritierten Hochschullehrers Wolfgang Wirth (Geldern), Literatur und vielfältiges Kartenmaterial zum Staat Israel des Duisburger Stadtplaners und Denkmalpflegers Günter Wolf, und jüngst Gerd Steins (Essen) eng zusammenhängende Ausgaben zur Martin-Buber-Rezeption. Vom Hamburger *Institut für die Geschichte der Juden in Deutschland* erhielten wir jüdische Gebetbücher aus dem 19. Jahrhundert, darunter in Gestaltung und Ausstattung sehr schöne Ausgaben und Spezialitäten.

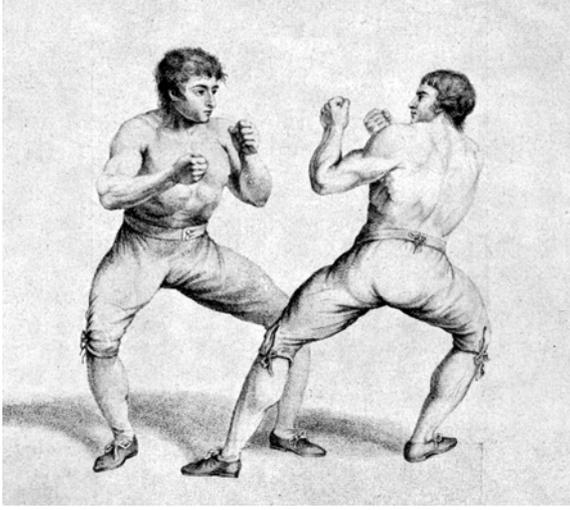
NS-Zeit und ihre Folgen, NS-Prozesse, Historikerstreit und deutsch-israelische Beziehungen, die von Hubertus Romahn (Hamburg) gestifteten Bü-



Theodor Herzl, Lithografie von Josef Budko, in: Schemarja Gorelik, *Jüdische Köpfe*, Berlin: Gurlitt 1920.



Blick in die neue Bibliothek des Rabbinerhauses



„Der jüdische Meisterboxer
Daniel Mendoza und
Richard Humphreys“, 1790

nommen wurden, synagogale und Unterhaltungsmusik, Notenbücher.

Nach der sogenannten „Machtergreifung“ schränkte der deutsche NS-Staat die Lebensbedingungen von Juden rapide ein. Aus dem öffentlichen Kulturleben bald völlig ausgeschlossen, etablierte sich jedoch unter großen Anstrengungen ein eigener jüdischer Kulturbetrieb. So waren 1933 bis 1938 dutzende jüdische Verlage in Deutschland tätig. Ihre Bücher vermittelten nun vor allem das Ringen um jüdische Identität und Selbstbehauptung. Keineswegs Zufall, dass man der Jugend *aus den Memoiren eines jüdischen Meisterboxers* erzählte.

Zu den Büchern, die wir besonders wertschätzen, gehören die seinerzeit preisgünstigen Bändchen des 1931 gegründeten Schocken-Verlags mit Autoren wie Buber, Rosenzweig, Baeck und Cohen. Oder die auf fünfzehn Bände angelegte, unvollständig gebliebene *Encyclopaedia Judaica* aus dem Eschkol Verlag – bis heute werden sie gern herangezogen, sind Teil des sorgfältig gepflegten Infoapparates. Unter den feindlichen gesellschaftlichen und politischen Bedingungen hatte man sie 1934 mit Erscheinen des zehnten Bandes endgültig einstellen müssen. So sind Bücher nicht nur vom Inhalt her, sondern gerade auch hinsichtlich der Erscheinungsbedingungen Spiegel ihrer Zeit, bis hin zum letzten Buch, das in einem jüdischen Verlag in Nazideutschland erschienen ist: *Der Philo-Atlas* stand ganz praktisch den zur Auswanderung gezwungenen Juden zur Seite.

Und auch das Projekt einer *Germania Judaica*, einer Geschichte der Juden in Deutschland *von den ältesten Zeiten* an, hatte in den 1930er Jahren keine Chance mehr, weiter zu gedeihen. Heute beanspruchen die beinahe unzähligen Abhandlungen zur deutsch-jüdischen Regional- und Lokalgeschichte einen beträchtlichen Teil einer gut sortierten Bibliothek wie der unseren.

Aber halt! Wozu denn eigentlich noch eine Bibliothek mit echten Büchern, gibt es das doch längst alles online, erreichbar mit einem simplen Mausclick!? Nein, keineswegs gibt es alles digital, das steht, wenn überhaupt, in weiter Ferne. Und gezielt nachschlagen geht mit dem papiernen Buch immer noch am schnellsten, wenn man denn weiß, wo es steht; für das Lesen längerer Texte ist es ja ohnehin konkurrenzlos, und auf das Schmökern in den aktuellen Gemeindeblättern und der jüdischen Presse wird man kaum verzichten wollen.

Materielle Bücher bleiben also unverzichtbar, „beständig bei seinen Büchern zu sein“, wie es der große jüdische Bibliograf Moritz Steinschneider formulierte. So sind wir natürlich froh, dass mit



Schir Zion. Gesänge für den israelitischen Gottesdienst, von Salomon Sulzer. Hg. v. Joseph Sulzer, New York 1954

dem Umzug ins ehemalige Rabbinerhaus in Essen schließlich nicht nur das Institut sondern auch seine Bibliothek angemessenen Platz und zukunftsfähige Unterbringung gefunden hat.



Buch im Judentum | Judentum im Buch.
19. August bis 16. September 2011.
Universitätsbibliothek, Campus Essen.

Ein Teil der Ausstellung
in der Universitätsbibliothek,
Campus Essen

Die Steinheim-Instituts-Bibliothek präsentierte, zahlreich und vielfältig, Exponate aus ihrem Buchbestand. Die Ausstellung zeigte Hebraica, Judaica und die ganze Welt des deutsch-jüdischen Buches. Neun Vitrinen versammelten Bücher in mannigfaltiger Themenauswahl. Jüdische Aufklärung Haskala, Bibelübersetzungen, Verlage, Presse, Ephraim Moses Lilien, jüdische Friedhöfe, Wissenschaft des Judentums und nicht zuletzt den stattlichen Bücherfundus, der durch die Forschungen des Instituts gewachsen ist. Infotafeln mit zahlreichen Abbildungen erläuterten die jeweiligen Themenschwerpunkte. Die offizielle Eröffnung mit einem Grußwort des Direktors der Essener Universitätsbibliothek Albert Bilo und Vorträgen von Beata Mache und Harald Lordick sowie einem geführten Rundgang durch die Ausstellung fand lebhaftes Interesse.

Das Schloss am See

Max Liebermanns Idee vom Haus im Grünen

Annette Sommer

„Max Liebermann – Wegbereiter der Moderne“ : Bundeskunsthalle Bonn vom 30. April bis zum 11. September 2011 sowie Kunsthalle Hamburg vom 30. September 2011 bis zum 19. Februar 2012.

Nach der aufwendigen Rekonstruktion von Gebäuden und Garten zählt die im Frühjahr 2006 als Museum eröffnete Liebermann-Villa zu den charmantesten Attraktionen Berlins. Am Montag empfing Kanzlerin Angela Merkel den chinesischen Premier Wen Jiabao in der Villa. So war am 28. Juni 2011 in einer Randnotiz der Süddeutschen Zeitung zu lesen. Was macht den Charme der Villa am See, die der Maler selbst sein „Schloss“ nannte, aus?

Als in Liebermann die ‚Idee eines Hauses im Grünen‘ konkret wurde, war er bereits ein anerkannter Künstler von über sechzig Jahren. Damals wandte er sich an den Direktor der Hamburger Kunsthalle Alfred Lichtwark, ob dieser vielleicht ein Häuschen mit großem Garten in der Umgebung von Hamburg wisse? „Es braucht nicht ganz so groß zu sein, wie der Jänisch’sche Park, aber mit alten Bäumen, in deren Schatten ich meine Modelle posieren lassen könnte.“

Liebermann fand, was er suchte – allerdings nicht in Hamburg, sondern in Berlin. 1909 erwarb er am großen Wannensee ein Grundstück, um dort ein Landhaus zu errichten. Er war stolz, dass er sich nun einen Wohnsitz mit Atelier aus Mitteln bauen konnte, die er selbst verdient hatte. Sein neues Anwesen nutzten er und seine Familie zunächst als Sommersitz. Die übrige Zeit des Jahres weilte Liebermann in seinem Stadtpalais am Pariser Platz.

Nach dem Kauf des Grundstücks, machte sich der Maler sogleich mit seinem Architekten Otto Baumgarten an die Planung des Hauses nach Vorbildern holländischer und Hamburger Landvillen. Auch das zahlreiche Künstler so beeindruckende Gartenhaus Goethes in Weimar beeinflusste die Gestaltung der Villa Liebermann. In fast allem war sich der Maler mit seinem Baumeister einig. Nur über die Fassade, die ihm all zu sehr der eines Bauernhauses glich, äußerte er sich kritisch: „Ich möchte ein Landhaus, das sich ein Städter gebaut hat. Wie überall ist das einfachste das schwerste.“

Architektonisch ist es besonders die Eleganz und Schlichtheit, durch die sich der Wohnsitz Liebermanns angenehm von den umliegenden vom Historismus geprägten Prachtvillen absetzt. „Nie wieder sah die Natur so modern aus wie um 1900“, ist über das Landhaus des Künstlers zu lesen.

Ähnliches trifft für den von Liebermann und seinem Freund Lichtwark gestalteten Garten zu. Der Maler strebte auch hier nach „lichter, frischer, naturnaher Modernität“. Gegen einen sentimental-ro-

mantischen Stil steht die Klarheit und architektonische Gliederung des Gartens, in dessen Gesamtkonzeption den drei Heckengärten, die wie „Zimmer im Grünen“ wirken, eine besondere Rolle zufällt. Aber auch Blumenterrasse, Teepavillon, Birkenweg und Nutzgarten fügen sich harmonisch in den prachtvollen Park des Künstlers ein. Bereits im Dezember 1909 hatte sich Lichtwark in einem Brief an Liebermanns Tochter über die Gartengestaltung Gedanken gemacht und geschrieben: „Rom und ein Garten werden nicht an einem Tag erbaut. Ich schreibe Ihnen, was mir gefällt, wenn ich in Ihrem Garten spazieren gehe.“ Und 1910 wendet sich Lichtwark an den Freund selbst mit dem Rat: „Lassen Sie unter den Birken rechts nur sobald wie möglich ... recht viele Lederblumen, Schneeglöckchen, Levcojen, Soldanellen und andere Frühblüher auspflanzen, damit Sie schon etwas zu sehen bekommen, wenn Sie im Februar – März hinausfahren.“

Als Liebermann sich nach Ausbruch des 1. Weltkriegs immer häufiger in sein „Schloss am See“ zurückzog, entstanden über 200 Gemälde, die sein Anwesen aus stets neuen Blickwinkeln festhielten. Sein Rückzug war zugleich auch ein zunehmender Rückzug ins Privatleben. In die Öffentlichkeit trat er noch einmal 1920, als man ihn zum Präsidenten der Berliner Akademie der Künste wählte. Zu seinem 80. Geburtstag im Juli 1927 wurde der Maler mit zahlreichen nationalen und internationalen Würdigungen bedacht und zum Ehrenbürger Berlins ernannt.

Mit der nationalsozialistischen Machtergreifung 1933 fanden Anerkennung und Ruhm ein abruptes Ende. Liebermann erhielt Arbeitsverbot und musste sich aus allen Ämtern zurückziehen. Seine Bilder entfernte man als entartet aus den öffentlichen Sammlungen; einige wurden zerstört, viele versteigert. Am 8. Februar 1935 starb Max Liebermann 87-jährig, was den Medien keinerlei Nachricht wert war. Liebermanns Frau Martha, die sich 1943 angesichts ihrer drohenden Deportation nach Theresienstadt das Leben nahm, wurde 1940 zum Verkauf der Villa an die Reichspost gezwungen.

Das erst vor fünf Jahren wiedereröffnete Haus am Wannensee ist von engagierten Bürgern neu hergerichtet worden. Ihnen ist es zu verdanken, dass nun vieles wieder so aussieht, wie man es von den zahlreichen Gemälden des Künstlers her kennt. Ein Teil dieser Werke ist zur Zeit in einer Wanderausstellung zu bewundern.



Buchgestöber

Walter Benjamins letzter Weg

Vor 70 Jahren, im September 1940, begann die letzte Etappe der jahrelangen Flucht von Walter Benjamin vor den Nazis. Sie führte ihn, begleitet von der Fluchthelferin Lisa Fittko, auf einem alten Schmugglerweg über die Pyrenäen vom französischen Banyuls zum spanischen Grenzort Portbou. Als er dort



Sigrid Hauser: *Der Fortschritt des Erinnerns. Mit Walter Benjamin und Dani Karavan in Portbou.* Tübingen: Wasmuth 2010. 192 Seiten. 24,80 Euro. ISBN 978 3 8030 3344 4.

von den spanischen Grenzbehörden zurückgewiesen wird, sieht Benjamin nur noch einen Weg in die Freiheit: die Selbsttötung. Heute heisst der Weg, der anderen Flüchtlingen Freiheit und Leben gebracht hat, „Sentier de la liberté Walter Benjamin“. 1994 wurde in Portbou die Denkmalanlage *Passagen* eröffnet, geschaffen vom israelischen Künstler Dani Karavan. Sie ist dem Denken Walter Benjamins und dem Andenken an sein Schicksal gewidmet. Das Memorial enthält auch seinen Ausspruch: „Schwerer ist es, das Gedächtnis der Namenlosen zu ehren als das der Berühmten.“ Vor 70 Jahren gehörte Benjamin eher zu den „Namenlosen“.

Im Gedenkjahr von Benjamins siebzigstem Todestag geht das Buch der Wiener Architekturtheoretikerin Sigrid Hauser Benjamins letztem Weg nach. Dabei macht sie auf fünf verschiedenen Pfaden und mit vielen Fotos Dani Karavans Denkmalanlage als eine Stätte der Einkehr, der Selbstbesinnung und der Auseinandersetzung nachvollziehbar: mit dem Ort, mit der Geschichte, mit der Gegenwart.

Joachim Rott

Verätzte Erinnerungen

Der 1909 im brandenburgischen Bad Freienwalde geborene Hans Keilson hat sich nach Jahrzehnten in seiner neuen holländischen Heimat als „ehemaliger deutscher Jude“ bezeichnet: 1936 musste er vor den Nationalsozialisten nach Holland fliehen und dort später während der deutschen Besatzung untertauchen. Seine Eltern wurden im KZ Birkenau ermordet. Erst ein halbes Jahrhundert später begann Keilson mit der Aufzeichnung autobiographischer Texte. Bei *S. Fischer*, dem Verlag, in dem 1933 der erste Roman des jungen Keilson erschie-

nen war, hat Heinrich Detering die Aufzeichnungen des am 31. Mai 2011 im Alter von 101 Jahren verstorbenen Arztes, Psychoanalytikers und Schriftstellers herausgegeben. Daraus ist ein prägnantes, oftmals wortkarges, auf jeden Fall bemerkenswertes Erinnerungsbuch entstanden, das individuelles Erleben und Zeitgeschichte in unvergleichlicher Weise verbindet. „Mein Leben und meine Erinnerungen sind verätzt von den Schwaden der Zerstörung“, schreibt der Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts. Anstelle eines Nachworts enthält der Band ein Gespräch des Herausgebers mit Hans Keilson über „hundert Jahre“ Lebens- und Schaffenszeit.

Joachim Rott



Hans Keilson: *Da steht mein Haus. Erinnerungen.* Frankfurt: Fischer 2011. 144 Seiten. 16,95 Euro. ISBN 978-3-10-048519-9.

Mittler zu den Tschechen

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert standen Prags Juden inmitten der Spannungen nationaler Gruppen. Der jüdische Autor Max Brod (1884–1968) bemühte sich um den Brückenschlag von der deutschen zur tschechischen Kultur. Das war deshalb souverän, weil tschechische Emanzipation im Habsburger Reich nicht selten antideutsch und antisemitisch gefärbt war. Diese Vermittlungsleistung beleuchtet Barbora Šrámková in ihrer Dissertation „Max Brod und die tschechische Kultur“. Brod, der später als Habima-Dramaturg in Tel Aviv wirkte, war Musiker, Romancier und vielseitiger Publizist; in diesen Eigenschaften vermittelte er Leistungen von Tschechen dem deutschen Publikum. Bekannt sind Bemühungen um das Werk des Komponisten Janáček über den mährisch-böhmischen Raum hinaus durch Brods Übersetzungen und Bearbeitungen von Libretti. Redaktionelle Möglichkeiten in deutschsprachigen Publikationen nutzte er, um auf viele andere tschechische Autoren, Künstler und Personen des Kulturlebens hinzuweisen und sie zu fördern. Šrámková betont: „Kein anderer Theaterkritiker widmete sich so systema-



Barbora Šrámková: *Max Brod und die tschechische Kultur.* Arco Verlag: Wuppertal 2010. 405 Seiten. 42 Euro. ISBN 978-3-938375-27-3.

tisch über fast zwei Jahrzehnte der deutschen und tschechischen Bühne zugleich.“ Dass der „von der tschechischen Kritik praktisch ignorierte“ Autor

Impressum

Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut
für deutsch-jüdische Geschichte
an der Universität Duisburg-Essen,
Rabbinerhaus Essen

ISSN

1436-1213

Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick
Beata Mache M.A., Annette Sommer

Redaktions-Assistenz

Karina Küser

Layout und Fotografie

Harald Lordick

Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2
45127 Essen

Telefon

+49(0)201-82162900

Fax

+49(0)201-82162916

E-Mail

kalonymos@steinheim-institut.org

Internet

www.steinheim-institut.de

Druck

Brendow Printmedien
47443 Moers

Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst
kostenlos für unsere Leser

Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343
Stadtsparkasse Duisburg
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern

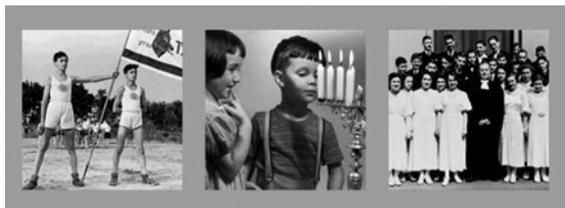
aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages

Hašek endlich wahrgenommen wurde, durfte sich Brod ebenfalls zugute halten. Šrámková legt viele Belege vor, welche die Hingabe Brods zugunsten tschechischer Musik dokumentieren. Andererseits wird die Resonanz tschechischer Kritiker auf Brods zahlreiche Werke jüdischer Thematik und sein Wirken als Berater des Präsidenten Masařík in einschlägigen Angelegenheiten herausgearbeitet. Dabei hatte sich Brod als in Deutsch schreibender Autor und Zionist, der Tschechisch und Hebräisch beherrschte, gelegentlich der Kritik von jiddisch- oder hebräischsprachiger Seite zu stellen. Hinzugefügt sei auch, dass sich Brod zuletzt als Mittler zwischen Israel und Deutschland betätigte. Nicht umsonst tragen seine Erinnerungen den Titel „Streitbares Leben“.

Joachim Hemmerle

Oral History

Der Name Steven Spielberg ist weltbekannt. Weniger bekannt ist das von ihm ins Leben gerufene *Visual History Archive des Shoah Foundation Institute for Visual History and Education* an der University of Southern California (USC). Dieses Archiv



Klaus Herrmann / Verena Lucia Nägel / Hans Joachim Teichler (Hg.): *History und Oral History – Jüdisches Leben in Berlin*. Berlin 2010. Arbeitsheft. 112 Seiten. DVD mit ausgewählten Ausschnitten aus Interviews. Kostenloser Bezug für Lehrer/innen und Schüler/innen: vha@cedis.fu-berlin.de

vereint nicht weniger als 52000 lebensgeschichtliche Interviews mit Zeugen und Überlebenden des Holocaust. Die Freie Universität Berlin besitzt die Lizenz und ermöglicht so den Zugang zu allen Interviews, aus denen das Institut für Judaistik der FU eine Auswahl erarbeitet hat. Heft und DVD stellen vierzehn aus Berlin stammende Zeitzeugen vor, die, meist in englischer Sprache, aus Kindheit und Jugend erzählen. Die Herausgeber gruppieren die Interviews geschickt unter drei große Themen: Jüdisches Sportleben, Chanukka und „Weihnukka“ sowie Bar/Bat Mitzwa.

Das Projekt, „History und Oral History“ genannt, sieht es im Sinne seines Förderers, des Leo Baeck Programms „Schule und Fortbildung“, als didaktisch verfehlt an, wenn deutsch-jüdische Geschichte auf die Dimension einer Opfergeschichte reduziert wird. So werden anhand der Schwerpunktthemen, die jeweils mit einem historischen Beitrag beginnen, Einblicke in das Alltagsleben von Berliner Juden vor der Shoa ermöglicht. Diesen Einführungen folgen Biographien der auf der DVD Interviewten.

Hintergrund der besonderen pädagogischen Gestaltung des Materials ist die Erfahrung, dass die narrative Form Jugendliche weit tiefergehend anspricht, als dies durch schriftliche Lebenszeugnisse erreicht werden kann. Ein außergewöhnliches, Schulprojekt, von dem sich hoffentlich viele Lehrende und Lernende erfolgreich anregen lassen.

Das Steinheim-Institut, mit eigenem Bildmaterial an der Berliner Publikation beteiligt, plant seinerseits ein entsprechendes Zeitzeugen-Projekt mit Menschen aus der Region Rhein-Ruhr. Damit hoffen wir, einen fruchtbaren Beitrag zur Verbreitung dieses innovativen, uns überzeugenden, pädagogischen Konzepts zu leisten.

red

Jüdische Schülerschichten

Alle zwei Jahre organisiert die Stadt Leipzig eine Jüdische Woche mit umfangreichem und vielfältigem Programm. Zu diesem Anlass besuchten immer wieder ehemalige jüdische Schüler die Stadt, kamen zurück an den Ort ihrer Jugend. Vor den Nationalsozialisten geflohen, leben sie heute in aller Welt. Elke Urban, Leiterin des Leipziger Schul-



Schulmuseum – Werkstatt für Schulgeschichte Leipzig (Hg.): *Jüdische Schülerschichten*. Ehemalige Leipziger erzählen. Leipzig: Passage: 2011. 364 Seiten. 19,80 Euro. ISBN 978-3-938543-91-7.

museums, führte mit 50 ehemaligen jüdischen Schülern Interviews über ihre Zeit in Leipzig, ihre Erinnerungen aus Schultagen, über die Familie, über ihr Schicksal und ihre Gedanken zu Deutschland. Fotos und Dokumente der Erzählpersonen, aus früheren und gegenwärtigen Tagen, ergänzen die Interviews. Ein empfehlenswertes Buch, durch das dem Leser die Biografien ehemaliger Leipziger Juden eindrücklich nahe gebracht werden.

kk

Mitteilungen

Neuland „in methodischer und konzeptioneller Hinsicht“ will der soeben in der Steinheim-Instituts-Reihe *minima judaica* erschienene Band *Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente* beschreiben. Hier wird nicht auf die klassische Autobiografie als primäre Quelle für Personengeschichtsschreibung zurückgegriffen, denn Beispiele dieser Gattung sind für die frühneuzeitliche jüdische Geschichte sehr rar gesät. Stattdessen weiten die Autoren des Sammelbandes ihre und unsere Perspektive, machen andere Textsorten für die Forschung fruchtbar: Grabinschriften, Testamente, Gerichtsprotokolle, Bittgesuche, Briefe, Reiseberichte.

Immer wieder gab es die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, Zukunft zu konturieren. Die entsprechenden „Anweisungen der Väter an die Kinder, der Lehrer an die Schüler“ sind nicht nur aufschlussreich in ihren Instruktionen. Anhand solcher ethischen Testamente gelingt es einerseits, soziale Werte und Beziehungsgeflechte zu rekonstruieren und zu verstehen. Andererseits können wir solche Dokumente neben ihrem eigentlichen Zweck als Ego-Dokumente lesen, sie auf ihren (auto-)biografischen Gehalt hin wahrnehmen. Das gleiche Muster gilt für alle weiteren im Band aufgegriffenen Textsorten. Wie vorsichtig jedoch und jeweils spezifisch Dokumente zu betrachten sind, zeigt sich etwa bei der Analyse von Eingaben oder Gesuchen, die mit einer bestimmten Absicht, oft streng formalisiert, meist nicht aus eigener Hand und im Angesicht administrativer Gegebenheiten und rechtlicher Konsequenzen verfasst sind. Biografisches ist aus diesen *Supplikationen*, so die These, rekonstruierbar, wenn sie als Teil eines Kommunikationspro-

dies zu einer ersten Veranstaltung an den neuen Standort ein, wo nun ein Seminarraum zur Verfügung steht, der der jüdischen Gemeinde in den Nachkriegsjahren als gottesdienstlicher Versammlungsort gedient hatte. Das Seminar zum Thema *Soziale Gerechtigkeit und Wohlfahrt im Judentum* fand im Rahmen der jährlichen Aktionstage der Bundeszentrale für politische Bildung statt und wurde von drei Mitarbeitern des Instituts gestaltet.



Nach einer Begrüßung des Institutsdirektors, Professor Michael Brocke, gab Annette Sommer eine umfassende Einführung in die Gesetzessammlungen der Hebräischen Bibel und dem in ihnen geforderten Schutz des Schwachen – bis heute die Basis jüdischer Sozialethik.

Das nachfolgende Referat von Beata Mache nahm die Gedanken ihrer Vorrednerin auf, indem es der Frage nachging, wie diese klassischen Prinzipien der biblischen Tradition angesichts der Modernisierung und der veränderten Lebensumstände unter dem Anpassungsdruck der Mehrheitsgesellschaft und den sich verändernden Bedingungen der Arbeitswelt in der Neuzeit zu interpretieren seien. Dies stellte sie dar am Beispiel des Provinzrabbiners Adolf Kurein (2. Hälfte 19. Jh.), von dem zahlreiche Publikationen zu dem Thema vorliegen, in denen er den komplizierten Sachverhalt in eine populäre, für jeden verständliche Sprache bringt.

Im dritten Vortrag des Studientages skizzierte Harald Lordick anhand ausgewählter Beispiele die Vielzahl und die typischen Formen jüdischer Wohlfahrtsvereine des 19. Jahrhunderts und den jüdischen Anteil an der Entwicklung moderner Fürsorge. Darüber hinaus wies er auf zwei Aspekte hin, die noch der weiteren Forschung bedürften: den Zusammenhang von kommunaler und jüdischer Wohlfahrt sowie das Interesse gerade von Juden am Ausbau statistischer Methoden in der Sozialpolitik.

Das Seminar, zu dem sich eine Reihe von Interessierten und Freunden des Steinheim-Instituts – ja sogar eine Schülergruppe aus Moers – eingefunden hatte, wurde in der Pause von angeregten Gesprächen begleitet und am Schluss mit dankbarem Applaus aller Teilnehmenden beantwortet. *red*



Birgit E. Klein, Rotraud Ries (Hg.): *Selbstzeugnisse und Ego-Dokumente frühneuzeitlicher Juden in Aschkenas. Beispiele, Methoden, Konzepte* (minima judaica 10). 359 Seiten. ISBN 978-3-86331-018-9. 24,00 Euro.

zesses und im Kontext anderer Quellen gewertet werden. Eine kundige Einleitung liefert die notwendige Grundlegung für das recht neue Feld der erweiterten jüdischen *Selbstzeugnisforschung*. *hl*

Nur wenige Tage nach dem Anfang Mai erfolgten Umzug des Steinheim-Instituts in das renovierte Rabbinerhaus an der Alten Synagoge Essen, lud

Erfurter Kalonymiden

Margaretha Boockmann

Wie an vielen Orten des mittelalterlichen Aschkenas sind auch in Erfurt Träger des griechisch-jüdischen Namens Kalonymos bezeugt. Die früheste Überlieferung dazu findet sich im Martyrologium des Nürnberger Memorbuches: Hier wird ein Samuel ben Kalonymos genannt, der 1221 einer Verfolgung in Erfurt zum Opfer fiel.

einen Verstorbenen, Mose, ist überliefert.

Zwei weitere Male begegnet uns der Name. Aus dem Jahr 1323 stammt der noch erhaltene Stein von Ella, Tochter des Kalonymos. Er gehört zu den mittelalterlichen Grabmalen, die erst in jüngster Zeit wieder aufgefunden wurden und in der Literatur bisher nicht dokumentiert sind.

b'mach zaw haseh	במחצב הזה
haqore jechese h schehu	הקורא יחזה שהוא
b'et barsel ne chzaw ulezijun	בעט ברזל נחצב ולציון
huqam veni zaw l'rosch r'	הוקם ונצב לראש ר'
El'asar ben r' Qalonimos	אלעזר ב"ר קלונימוס
halevi schene'essaf b'schnat	הלוי שנאסף בשנת
arba'im wetescha' lifrat	ארבעים ותשע לפרט
b'jerach marcheschvan januach schal[om]	בירח מרחשוון ינוח של
'al misch kawo amen s'sela	על משכבו אמן סלה



Elasar, Sohn des Kalonymos ha-Levi, Marcheschwan 5049 (29. September – 27. Oktober 1288)

Dazu kommen sechs in unterschiedlicher Form überlieferte Grabinschriften, die mit dem Namen Kalonymos in Zusammenhang stehen: Einmal wird er darin als Verstorbener genannt, fünfmal erscheint er als Vatersname. Die Steine stammen aus dem Zeitraum 1288 bis 1391.

Über die Toten wissen wir fast nichts. Elasar ben Kalonymos ha-Levi hatte vielleicht einen Sohn, der wiederum den Namen Kalonymos trug und ein masuretisches Werk verfasste, doch sind die Angaben unsicher. Der Grabstein Elasars wurde bereits 1863 in der Gera gefunden. Seit 1924 wurde er im Angermuseum ausgestellt und befindet sich heute im städtischen Depot in der Saline.

Aus dem Jahr 1308 stammt eine Grabinschrift, die ebenfalls einen Kalonymos ha-Levi nennt, hier als Vater einer Tochter. Die Inschrift ist nur fragmentarisch überliefert, der Name unbekannt, der Stein nicht erhalten. Nach den Daten könnte es sich bei Elasar und der Unbekannten um Geschwister handeln. Dies ist auch der Fall bei zwei weiteren Inschriften, die Kalonymos, allerdings ohne den Zusatz ha-Levi, als Vatersnamen nennen: Sie stammen aus den Jahren 1372 und 1391. Der Name des

Die einzige Inschrift, die den Namen Kalonymos als den des Verstorbenen bezeugt, stammt aus dem Jahr 1328: Genannt wird Kalonymos ben Isaak, der am 2. Elul des Jahres 88 verstarb. Der Stein ist heute nicht mehr erhalten, er wurde jedoch 1944 fotografiert, als die mittelalterlichen Steine vom Friedhof in der Cyriakstraße auf den Friedhof in der Werner-Seelenbinder-Straße gebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit wurden 19 mittelalterliche Steine aufgenommen, die später zu DDR-Zeiten größtenteils verloren gingen. Nur zwei von ihnen sind heute noch erhalten.

So bezeugen auch die Erfurter Kalonymiden die höchst wechselhafte Geschichte der Juden in Erfurt und ihrer Grabsteine.



Kalonymos, Sohn des Isaak, 2. Elul 5088 (8. August 1328). Aufnahme von 1944 (Stadtarchiv Erfurt)